

Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires
Band: 53 (1957)
Artikel: Odenwälder Binseneier
Autor: Mössinger, Friedrich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-115150>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

färbtes Ei einzubacken. Hier stossen wir an die Frage, ob diese deutsche Sitte im Traditionszusammenhang mit dem Brauch der Mittelmeerländer steht, in die Ostergebäcke ein rotes Ei einzubacken. Doch da liegen noch viele Probleme, die einer Lösung auf abendländischer Ebene harren.

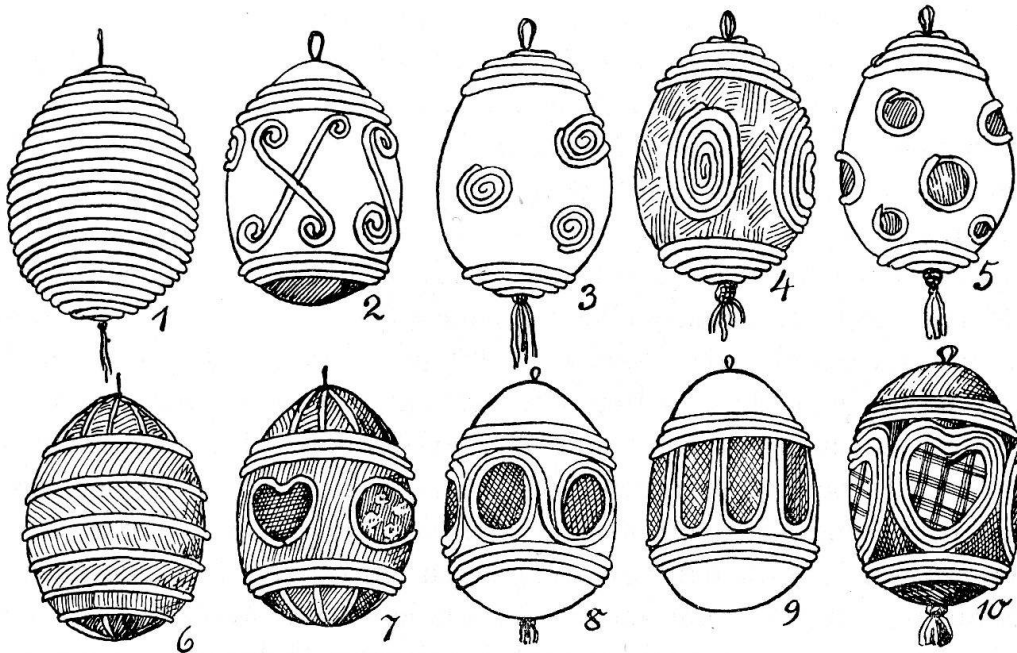
Odenwälder Binseneier

Von *Friedrich Mössinger*, Schloss Fürstenau bei Michelstadt

Unter den österlichen Gaben nehmen die Binseneier wegen ihrer Eigenart und Seltenheit eine besondere Stellung ein. Sie müssen zwar früher weit verbreitet gewesen sein; wir haben Nachrichten über sie aus der Lausitz und dem Egerland, ferner aus Eisenach, aus dem Siegerland, aus der Schwalm, aus dem Vogelsberg und aus Nassau, dazu solche aus dem Odenwald. Überall aber dürfte der Brauch heute sehr zurückgegangen oder gar ausgestorben sein. Auch im Odenwald ist letzteres der Fall. Allerdings leben in vielen Dörfern noch alte Leute, die die Herstellung der Binseneier kennen; erfreulicherweise gibt es sogar da und dort jüngere Frauen, die die Kunst erlernt haben und die solche Binseneier anfertigen. Aber da der Brauch des Schenkens solcher Eier nicht mehr üblich ist, geschieht es nur auf besonderen Wunsch und ohne irgendeine Beziehung zu dem Sinn, der in alter Zeit hinter der Kunst dieser Eier steckte.

So einheitlich und gleichförmig diese Binseneier auf den heutigen Betrachter auch wirken mögen, so sehr verschieden sind sie doch bei genauerem Zusehen im einzelnen. Jede Gegend, ja jedes Dorf und sogar jede Künstlerin hatte, soweit wir das heute überhaupt zu erkennen vermögen, besondere Eigenheiten in der Herstellungs-, insbesondere der Verzierungsart. Das dürfte auch schon früher so gewesen sein, wenn es sich auch bei dem Fehlen älterer Stücke nicht beweisen lässt. Immerhin genügt die Zahl der aus verschiedenen Dörfern in den letzten Jahrzehnten bekannt gewordenen Eier, um ein anschauliches Bild dieser bescheidenen Volkskunst geben zu können.

Der Beginn der Arbeit war immer das Ausblasen der Eier. Man verwandte vor allem Hühnereier, daneben aber auch die grösseren Enten- und Gänseeier. Das Mark der Binsen, das im Frühjahr leicht aus der grünen Umhüllung herauszustreifen ist, wurde mit Mehlkleister auf die Schalen geklebt. Hier zeigte sich nun die grosse Erfindungsgabe der einfachen Künstler des Volkes. Am einfachsten und altertümlichsten erscheint es, wenn das Ei ganz mit Binsenmark zugewickelt wird,



1 Aschbach 2 Würzburg 3 Würzburg 4 Hüttenthal 5 Aschbach?
 6 und 7 Museum Darmstadt 8 Pfirschbach 9 Kimbach 10 Mossau

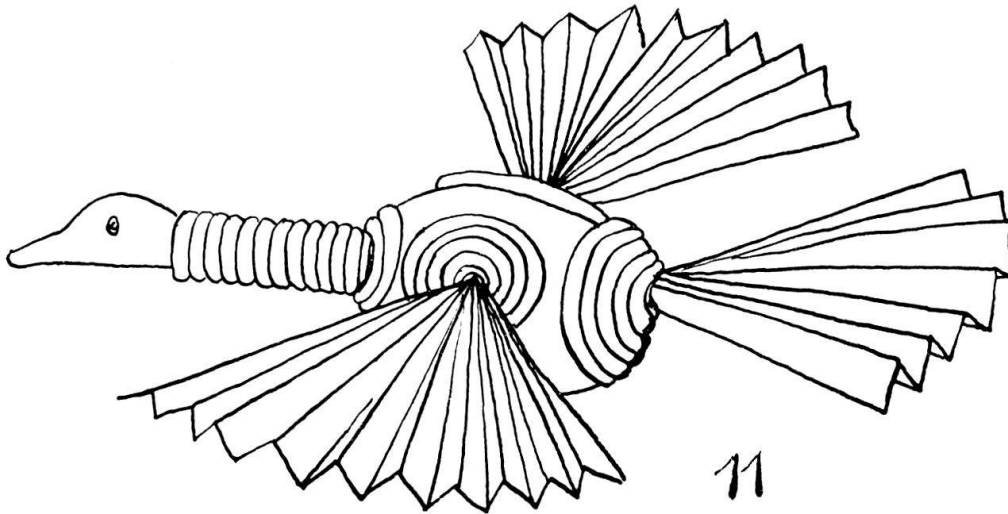
so dass es wie gerillt erscheint. Hier ist von Farbigkeit nichts vorhanden; das blasse Gelb-Weiss des Binsenmarks stellt sich dem Beschauer allein dar (Abb. 1). Bei anderen einfachen Eiern tritt die weisse Schale stark hervor. Die Binsenmarkfäden umspinnen nur die beiden Enden des Eies, während an den freien Teilen der Mitte Spiralen (Abb. 3), aber auch Doppelspiralen, Kreuze mit gebogenen Enden und Ringe aufgeklebt sind (Abb. 2). Manchmal sind dabei die Enden der Eier mit bunten Läppchen beklebt; manchmal ist auch gerade der Mittelteil des Eies mit buntem Stoff als Unterlage für die Spiralen belegt (Abb. 4). Viel Weiss ist bei manchen Eiern dadurch erhalten, dass nur winzige Stoffstückchen aufgeklebt und mit einem Ring aus Binsenmark umgeben werden (Abb. 5).

Offensichtlich geht das Bestreben der Volkskünstler dahin, die Oberfläche des Eies möglichst zu füllen. So kommt es zu dicht aneinandergelegten bunten Stoffstreifen, die jeweils durch einen Markfaden getrennt werden; oben laufen die Fäden über die Spitze (Abb. 6). Andersartig sind Eier mit Herzen und Kreisen und solche mit dachziegelförmigen Gebilden (Abb. 7, 9). Immer wieder tauchen neben dicht eingerollten Schnecken auch lockere Spiralen und Doppelspiralen auf, die innen bunte Läppchen zeigen (Abb. 8). Sehr beliebt ist überall das Herz, das manchmal gross und auffällig auf Gänseeiern mit geschickt ausgewählten farbigen Stoffresten prächtige Gebilde

einer geschmackvollen Volkskunst ergibt (Abb. 10). Daneben sind besonders häufig grosse ovale Spiralen, die den mittleren Teil des Eies statt der grossen Herzen ausfüllen. Ganz selten scheint es vorzukommen, dass die hellen Binsenmarkfäden mit Farbe bemalt sind, eine Gepflogenheit, die zur Erhöhung der Buntheit natürlich viel beiträgt. Ich kenne Eier, bei denen durch grüne und rote Bemalung – mit einfachen Wasserfarben anscheinend – das Binsenmark seine helle Tönung an bestimmten Stellen verloren hat. Im übrigen sind irgendwelche Gesetze bei der Wahl der Farben, der bunten Läppchen und der Wollfäden nicht zu spüren. Man nimmt, was man gerade zur Verfügung hat, auch Seide und Samt, ist aber offensichtlich auf eine freundliche und lebendige Buntheit aus. Dabei tritt Rot, das bei den gefärbten Eiern eine besondere Rolle spielt, nicht ungewöhnlich stark hervor. Alle Eier erhalten zum Aufhängen am oberen Teil eine kleine Schlaufe, unten oft eine mehr oder weniger dicke Wollquaste, auch diese möglichst bunt und hie und da mit zwei Holzperlen versehen, die das Durchrutschen an den Löchern der Eierschale verhindern.

Eigenartig sind einige Berichte, dass man früher in die Eier, bevor man sie fertig machte, drei Erbsen oder auch einige Zuckerstückchen gab, damit sie beim Bewegen rasselten. Hier wird man an den eigentümlich raschelnden Klang der Eierschalen bei den rheinischen Eierkronen, auch an das Rasseln der Eierketten, Eiermasken und Schneckenmasken erinnert. Irgendwelche Beziehungen der rasselnden Eier zu solchen urtümlichen Bräuchen müssen wohl bestanden haben. Im Gegensatz zu den sonstigen Ostereiern, die in Nestern oder Körbchen verschenkt und noch zum Fest oder bald danach aufgezehrt werden, bleiben die Binseneier das ganze Jahr über erhalten. Sie werden an den Deckenbalken der Stube gehängt, oft drei nebeneinander; sie finden sich an der Lampe, in katholischen Gegenden auch im Herrgottswinkel und werden wohl bewahrt, weil man glaubt, dass sie dem Hause Glück und Segen bringen. Eine Nachricht, dass sie unter dem vorstehenden Dachgiebel aufgehängt und so als Hausschutz betrachtet wurden, konnte bisher nicht nachgeprüft werden, gibt aber ganz die Richtung an, in der wir die Deutung der Binseneier zu suchen haben.

Leider fehlen, was bei der Zerbrechlichkeit der Eier nicht zu verwundern ist, ältere Belege im Odenwald gänzlich; so ist es bisher unmöglich, den Brauch anders als in der Erinnerung alter Leute im 19. Jahrhundert nachzuweisen. Dagegen lässt sich das Alter des Binseneierbrauches an einigen Beispielen ausserhalb des Odenwaldes deutlich machen. In der Schwalm kennt man solche Eier als Schmuck



«Ostervogel» aus Donebach
(nach Max Walter, Volkskunst i. bad. Frankenland, 1927)

des Richtmais. Das «Maikind» im Siegerland, eine umziehende Frühlingsgestalt, trug früher ein Birkenbäumchen, das mit Binseneiern geschmückt war. Beim Sommergewinn an Lätare in Eisenach beschenkte man sich in der Mitte des 19. Jahrhunderts vor allem mit «geputzten Eiern» und künstlichen Vögeln. Die Eier waren mit Binsenmark beklebt, buntgefärbt oder mit farbigen Stoffen überzogen, die Vögel «waren aus Binsenmark gestaltet, ... bunt ... fantastisch ... es sei ein heiliger Geist vom Sommergewinn»¹.

Solche Vögel waren und sind noch weithin bekannt, besonders in den westslawischen Gebieten. Sie kamen früher auch im Odenwald vor, wo man sie «Ostervogel» nannte. Irgendwie sind sie Sonderformen der Binseneier, denn sie werden aus einem waagrecht hängenden Gänseei gestaltet. Kopf, Schwanz und Flügel waren aus gefaltetem Papier eingesetzt, die Ansatzstellen mit Binsenmark umklebt. Aus Wersau und Brensbach im nördlichen Odenwald kennen wir Beispiele; solche aus Donebach (Abb. 11) im südöstlichen Teil unseres Gebirges liegen im Museum zu Amorbach. Sie wurden wie die einfachen Binseneier in der Stube, vor allem im Herrgottswinkel als Glückszeichen aufgehängt. Sie sind Formen der weit verbreiteten «Heiliggeisttaube» und verdienen gerade in unserem Gebiet besondere Aufmerksamkeit.

Zum Schluss sei noch eine seltsame Verwendung der Binseneier angeführt, die zwar nicht aus dem Odenwald, sondern aus Queck im Vogelsberg berichtet wird. «An Ostern wurden bis vor kurzem ... an

¹ Zeitschrift für deutsche Mythologie 2 (1855) 104.

einer Schnur ausgeblasene Gänseeier aufgehängt, nachdem sie mit Simsenmark zu Hasen und Männchen ausgeputzt und mit buntem Garn oder mit Farbe verziert worden waren. Sie blieben das Jahr über hängen»¹. Ob diese Hasen und Männchen wie die Vögel urtümliche Vorformen oder Nebenformen der einfachen Binseneier oder gar späte Verfallsformen darstellen, lässt sich bei der Spärlichkeit der Belege vorläufig nicht entscheiden.

Brauchgeschichtliches zu Osterei und Osterbrot in Bayern

Von *Hans Moser*, München

Der bayerische Beitrag zum Thema dieses Heftes sieht seine Aufgabe darin, aus den Ergebnissen mehrjähriger (noch lange nicht abgeschlossener) Quellenforschungen historische Zeugnisse vorzulegen, die für entwicklungsgeschichtliche Zusammenhänge bedeutsam erscheinen². In der Interpretation des zumeist neuen Belegmaterials stehen die Fragen nach Funktion und Umwelt der überlieferten Brauchformen zu Osterei und Osterbrot im Vordergrund. Unter diesem Gesichtspunkt sind drei verschiedene Funktionsbereiche zu berücksichtigen: neben dem (gern isoliert betrachteten) volksbräuchlichen im engeren Sinn ein rechtlicher und ein kirchlicher. Aus jedem von ihnen hat sich eine Reihe von Riten entwickelt, die dann im Laufe der Zeiten zu dem zusammenwachsen, was schliesslich als landschaftlicher oder auch nur örtlicher Osterbrauch überliefert ist. Da sich im besonderen gezeigt hat, dass nicht wenige Brauchphänomene mit Verpflichtungen und auch mit Rechten gegenüber weltlichen und geistlichen Herrschaften verbunden waren, wird rechts- und wirtschaftsgeschichtlichen Zusammenhängen mehr als bisher nachzugehen sein. Hieher gehört zunächst das Abgabewesen der alten grundherrschaftlichen Wirtschaft.

Weit zurück sind österliche Naturalzinse nachzuweisen, dabei die jahreszeitlich bedingten Lieferungen von Zinseiern häufiger als die von Zinsbrot. Die «steora vel osterstuopha» einer fränkischen Urkunde von 889 hat Jacob Grimm schon auf gezinstes Backwerk bezogen. Frühe Belege für österliche Eierzinse bietet für oberbayerische Gebiete das Urbar der Grafen von Falkenstein, der sogenannte Codex Falkensteinensis, dessen Hauptteil zwischen 1165 und 1174

¹ Heimatblätter für den Kreis Lauterbach, 7. Jahrg., 3. Folge, Nr. 10, S. 3.

² Für genauere Nachweise und umfänglichere Quellenauszüge muss auf eine vorbereitete grössere Veröffentlichung im Bayerischen Jahrbuch für Volkskunde 1957 verwiesen werden.